

Die Responsivität der Wissenschaft

Wissenschaftliches Handeln in Zeiten neuer Wissenschaftspolitik

Bearbeitet von
Hildegard Matthies, Dagmar Simon, Marc Torka

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 268 S. Paperback

ISBN 978 3 8376 3298 9

Format (B x L): 14,8 x 22,5 cm

Gewicht: 420 g

[Weitere Fachgebiete > Medien, Kommunikation, Politik > Regierungspolitik > Kultur-,
Wissenschafts- & Technologiepolitik](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

The logo for beck-shop.de features the text 'beck-shop.de' in a bold, red, sans-serif font. Above the 'i' in 'shop' are three red dots of increasing size. Below the main text, 'DIE FACHBUCHHANDLUNG' is written in a smaller, red, all-caps, sans-serif font.

beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Hildegard Matthies, Dagmar Simon, Marc Torka (Hg.)

DIE RESPONSIVITÄT DER WISSENSCHAFT

Wissenschaftliches Handeln in Zeiten
neuer Wissenschaftspolitik

Aus:

Hildegard Matthies, Dagmar Simon, Marc Torka (Hg.)

Die Responsivität der Wissenschaft

Wissenschaftliches Handeln in Zeiten
neuer Wissenschaftspolitik

Oktober 2015, 268 Seiten, kart., 29,99 €, ISBN 978-3-8376-3298-9

Die Wissenschaft ist unter Druck geraten: Ihre Innovationskraft und Nützlichkeit sollen ebenso gesteigert werden wie die Quantität ihrer Leistung. Mit einem Set aus Anreizen, Sanktionen und Bewertungsverfahren versucht die Politik, Einfluss auf die Performanz und den Inhalt der wissenschaftlichen Arbeit zu nehmen. In der Wissenschaftsforschung wird deshalb vielfach eine epochale Veränderung von Wissenschaft konstatiert.

Wie aber gehen Wissenschaftler_innen tatsächlich mit den veränderten Anforderungen um? Unter Rückgriff auf das Konzept der Responsivität werden in diesem Band das Bewerten, Organisieren und Verwerten von Wissenschaft sowie die Karrieren von Wissenschaftler_innen analysiert.

Hildegard Matthies (Dr. rer. pol.) ist Mitglied der Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik am WZB und forscht u.a. seit vielen Jahren zu Karrieren in der Wissenschaft.

Dagmar Simon (Dr. rer. pol.) leitet seit 2008 die Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB).

Marc Torka (Dr. phil.) ist Wissenschaftssoziologe in der Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik am WZB und am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3298-9

Inhalt

Einleitung

Hildegard Matthies, Dagmar Simon, Marc Torka | 7

Responsivität als Analysekonzept

Marc Torka | 17

Responsivität beim Bewerten von Wissenschaft

Silke Gülker | 51

Responsivität beim Organisieren von Wissenschaft

Tim Flink, Dagmar Simon | 97

Responsivität beim Verwerten von Wissenschaft

Alexander Wentland, Andreas Knie | 133

Die Responsivität wissenschaftlicher Karrieren

Hildegard Matthies | 177

Die responsive Struktur der Wissenschaft: ein Kommentar

David Kaldewey | 209

Literatur | 231

Autorinnen und Autoren | 263

Einleitung

HILDEGARD MATTHIES, DAGMAR SIMON, MARC TORKA

Wissenschaftler/innen sind in den letzten Dekaden unter Druck geraten. Mit einem Set von wissenschaftspolitischen Anreiz-, Sanktions- und Bewertungsinstrumenten wird Einfluss auf ihre Performanz und den Inhalt ihrer Arbeit genommen. Sie sollen ihre gesellschaftliche Relevanz und insbesondere ihre Nützlichkeit in Form von – möglichst messbaren – ökonomisch ausgerichteten Verwertungsaktivitäten unter Beweis stellen (Schubert/Schmoch 2010). Wie aber verhält sich die Wissenschaft zu solch veränderten Herausforderungen ihrer Umwelten? Wie verändern sich die Orientierungen von Wissenschaftler/innen, ihre Praxen und die von ihnen als handlungsleitend angesehenen Standards der wissenschaftlichen Arbeit? Wie verändert sich Wissenschaft überhaupt und wie tiefgreifend? Ist nur ihre äußere Gestalt oder auch ihre innere Struktur und Funktionsweise betroffen? Diesen zentralen Fragestellungen der Wissenschaftsforschung ist die Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik am WZB in den letzten zehn Jahren nachgegangen. Einige ihrer empirischen Ergebnisse werden in diesem Buch unter dem Konzept der Responsivität vorgestellt.

Wie sich das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft gestaltet und welche Veränderungsprozesse zu beobachten sind, ist für die Wissenschaftsforschung kein neues Thema. Es begleitet sie seit ihrer Existenz, oftmals geführt zu der Frage nach der Nützlichkeit von Wissenschaft für die Gesellschaft (Kaldewey 2013a). Als Gegenstand der Philosophie geht die Frage der Nützlichkeit von Wissenschaft bis in die Anti-

ke zurück. Dieser Diskurs wird auch in der jüngeren Wissenschaftsforschung aufgenommen und man ist sich weitestgehend einig, dass sich die Wissenschaft nicht nur unter Nützlichkeitsabwägungen, sondern im Zuge veränderter Umweltbedingungen in den letzten Dekaden generell erheblich transformiert hat. Die Diagnosen über die Art und Weise sowie die Reichweite dieses Wandels fallen allerdings sehr unterschiedlich aus. Konstatiert wird etwa eine stärkere Einflussnahme nichtwissenschaftlicher Akteure auf die Wissensproduktion (Gibbons et al. 1994; Nowotny/Scott/Gibbons 2001), die zu einem neuen Typus von inter- und transdisziplinärem Wissen („socially robust knowledge“) geführt habe und die akademisch disziplinär ausgerichtete Wissenschaft in ihrer Bedeutung zurückdränge. In den letzten Jahren wird diese Debatte unter dem Stichwort „citizen science“ fortgeführt, wonach Bürger/innen sowohl bei der Produktion als auch bei der Bewertung wissenschaftlichen Wissens zunehmend eine aktive Rolle zugeschrieben wird (Dickel/Franzen 2015). Vor diesem Hintergrund wird auch von einer engeren Kopplung zwischen Wissenschaft und anderen gesellschaftlichen Bereichen gesprochen (Weingart 2001) – angefangen von der staatlichen Politik über die Wirtschaft, das Recht, die Öffentlichkeit und die Massenmedien –, die zu einer Gleichzeitigkeit von Vergesellschaftung der Wissenschaft und der Verwissenschaftlichung der Gesellschaft geführt haben. Oder es wird bereits die Gefahr eines „academic capitalism“ (Slaughter/Rhodes 2004) beschworen und damit behauptet, dass sich zunehmend kapitalistische Marktmechanismen im Wissenschaftssystem etablierten, weil die anwendungs- und verwertungsorientierte Wissenschaft zur dominanten Form der Erkenntnisproduktion werde.

Entgegen solcher zuweilen doch recht eindimensional anmutenden Sichtweisen gehen wir in diesem Buch von einem „offenen Verhältnis“ zwischen Wissenschaft und Gesellschaft aus: offen in dem Sinn, dass wir auf starke theoretische Vorannahmen über Kontinuität, Diskontinuität oder Wesensart dieses Verhältnisses – wie von einigen Zeitdiagnosen (s.o.) vorgeführt – verzichten. Wir nehmen aber mit Reiner Keller und vielen anderen an, dass das fortlaufende Unterscheiden Teil dieser immer aufs Neue geknüpften Beziehung ist:

„Wissenschaft und Gesellschaft, das unterscheidet zunächst zwei uns weithin geläufige Größen und setzt sie in ein offenes Verhältnis. Wissenschaft ist nicht Gesellschaft; Gesellschaft ist nicht Wissenschaft. Wohl aber findet Wissenschaft in der Gesellschaft statt und in gewissem Sinne auch Gesellschaft in der Wissenschaft. Handelt es sich deswegen um eine parasitäre Beziehung? Um ein symbiotisches Verhältnis? Um kommunizierende Röhren? Um enttäuschte, verschmähte hoffende Liebende? Um füreinander Fremde, die gerne auf Distanz bleiben? Um ein brisantes Spannungsfeld?“ (Keller 2012: 7)

Offen bleibt dabei zunächst, inwiefern überhaupt Grenzen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft gezogen werden, wenn ja, ob sich die Grenzen zwischen beiden Welten verschieben, auflösen oder immer erneut fortschreiben. Das gilt im Kern auch für die Beziehung zwischen Wissenschaft und Wissenschaftspolitik. Ob die Wissenschaftspolitik überhaupt mit neuen oder als wissenschaftsfremd wahrgenommenen Mitteln agiert und inwiefern sich damit die Bedingungen für Wissenschaft ändern, ist empirisch zu bestimmen. Zur Beantwortung der Frage nach dem institutionellen Wandel der Wissenschaft wollen wir aus der Perspektive ihrer Produzenten – der Wissenschaftler/innen – beitragen. Dazu werden in diesem Buch Arbeiten aus den Grenzbereichen zwischen Wissenschaft und Wissenschaftspolitik präsentiert, die zentrale Bereiche der institutionellen Veränderung aus den letzten dreißig Jahren thematisieren: Bewertungen von Wissenschaft, neue Rollen für Hochschulleitungen für die Profilbildung von Hochschulen, die ökonomische Verwertung wissenschaftlicher Erkenntnisse sowie die beruflichen Selbstverständnisse und Karrierekonzeptionen von Wissenschaftler/innen. Der Blick der Arbeiten ist vor allem auf die Handlungsebene von Wissenschaftlern/innen gerichtet. Mit dieser Fokussierung geraten Rollenmodelle, Motivkonstellationen und Selbstkonzepte ins Visier. An ihnen lässt sich zeigen, dass die Akteurinnen und Akteure nicht nur in vielfältiger Weise auf neue Erwartungshaltungen aus gesellschaftlichen Umwelten antworten, sondern auch auf eigene Ansprüche an die wissenschaftliche Arbeit und auch an innerwissenschaftliche Entwicklungen. Konzeptionell knüpfen wir dabei an das phänomenologische Responsivitätskonzept von Waldenfels (2008) an (s. u.), demzufolge jedes Handeln auf explizite oder implizite Kontexte

Bezug nimmt, die rekonstruiert werden müssen, um Handlungen (von Wissenschaftlern/innen) überhaupt verstehen und erklären zu können.

In dem Beitrag von Marc Torka wird zunächst unser analytisches Konzept vorgestellt und Responsivität als ein Antworten auf explizite, implizite, faktisch geäußerte oder auch nur imaginierte Ansprüche, Anfragen oder Anforderungen anderer entwickelt. Damit wird das Verhältnis von Wissenschaft und Umwelt als ein offenes Interaktionsverhältnis beschrieben, in dem Eigenes und Fremdes, innen und außen, *ego* und *alter* aufeinander Bezug nehmen, ohne dass bereits bekannt wäre, worauf und in welcher Weise Wissenschaftler/innen mit ihren Handlungen eigentlich antworten. Sie handeln, so die Annahme, in wissenschaftspolitisch relevanten, aber weder durch bekannte Routinen noch deutliche Erwartungen klar vorstrukturierte Situationen. Die Handlungsbedingungen werden vielmehr als ergebnisoffen konzipiert und bieten vielfältige Möglichkeiten des Antwortens. Damit grenzen wir uns auch von normativen und theoretischen Verengungen ab, in denen Responsivität der Wissenschaft prinzipiell positiv besetzt ist oder *a priori* als Ausrichtung an gesellschaftlichen Bedürfnissen verstanden wird. Entlang der drei gegenwärtig in der Wissenschaftsforschung dominierenden Diskurse, dem Kontroll-, Nützlichkeits- und Wettbewerbsdiskurs, wird in dem Beitrag nachgezeichnet, welchen veränderten Handlungsbedingungen Wissenschaftlern/innen heute unterliegen. Im zweiten Schritt wird sodann der Wert von Responsivität als einem analytischen Konzept herausgearbeitet, das sich durch den Ansatz auszeichnet, von den Antworten und nicht von bereits feststehenden Anfragen, Ansprüchen, Anforderungen oder Wesensarten auszugehen. Versteht man jedes beobachtete Handeln als eine Antwort auf etwas, dann kann sich der rekonstruierte Bezugskontext von Handlungen deutlich von der normativen, funktionalen oder regulativen Handlungsrahmung unterscheiden und muss nicht mit dieser zusammenfallen. Abschließend wird ausgehend von theoretisch denkbaren Handlungsoptionen eine Typologie entwickelt, die zeigt, wie unterschiedlich Wissenschaftler/innen unter neuen Handlungsbedingungen agieren können und woran sie ihr Handeln dabei ausrichten.

In exemplarischen Fallstudien werden daran anschließend empirische Befunde der Forschungsgruppe im Lichte unseres Responsivitätsbegriffs interpretiert. Die Fallstudien widmen sich vier Bereichen, die im wissen-

schaftspolitischen Diskurs besondere Aufmerksamkeit erlangt und Neuordnungen zur Folge haben: der Bewertung, Organisation und Verwertung von Wissenschaft sowie den Karrieren in der Wissenschaft. In jedem dieser Handlungsfelder eröffnet sich ein spezifischer, durch unterschiedliche Anforderungen konstituierter Interaktionsraum zwischen Wissenschaft und Wissenschaftspolitik. In diesen unbestimmten Zwischensphären sind Wissenschaftler/innen dazu aufgefordert, Umgangsweisen mit neuartigen Herausforderungen zu entwickeln.

Alle Fallstudien zielen darauf ab, die je feldtypischen Handlungsmuster zu identifizieren und zu den eingangs entwickelten Annahmen theoretisch denkbarer Responsivitätstypen in Bezug zu setzen. Dabei wenden wir das heuristische Responsivitätskonzept jeweils in vier Schritten an. Zunächst wird der Diskurszusammenhang entfaltet, in den die Fallstudien eingebettet sind. Es folgt eine Bestimmung des offenen Handlungsraums, in dem Wissenschaftler/innen Antworten entwickeln. Diese Antworten werden in Form von Handlungsmustern beschrieben, die für das jeweilige Feld typisch sind. Daran anschließend erfolgt eine Zusammenfassung, in welcher Form Responsivität der Wissenschaft im jeweiligen Feld zutage tritt.

Die erste Fallstudie von Silke Gülker nimmt die Bewertung der Wissenschaft in den Blick. Der Diskurs über das Bewerten der Wissenschaft ist zwar so alt wie die Wissenschaft selbst, gibt aber seit einigen Jahren eine auffällige Verschiebung zu erkennen. Denn während die Bewertung von Wissenschaft lange Zeit eine wissenschaftsinterne Angelegenheit zum Zweck der Prüfung wissenschaftlicher Qualität war, wird heute zunehmend der Selbstkontrollmechanismus des Peer Review als wissenschaftspolitisches Mittel benutzt. Im Rahmen von institutionellen Evaluationen sollen die Leistungen der Wissenschaft transparent gemacht werden, damit sowohl ihre Qualität verbessert als auch wissenschaftspolitische Förderentscheidungen angeleitet werden können. Durch diesen Mehrfachbezug öffnet sich ein Handlungsraum, auf den Evaluationsverfahren mit „doppelten Zielsetzungen“ und Gutachterinnen mit disparaten Bildern guter Wissenschaft und vielfältigen Rollenkonzepten und Situationsdeutungen antworten. Sie verstehen sich als „Fachwissenschaftlerin“ und suchen den inhaltlichen Austausch mit Kollegen, sie agieren als „Prüferin“, die hinter die Fassade der Berichte und Präsentationen zu bli-

cken sucht, oder als „Lehrerin“, die vergleicht und Noten verteilt. Gute Wissenschaft deuten sie als „Ergebnis guten Managements“, als erfolgreich „publizierte Grundlagenwissenschaft“ oder als gelungene Positionierung in „weltweiten Ranglisten“. Mit diesen Responsivitätsmustern schließen die Gutachterinnen an Aspekte ihrer professoralen Rolle an und übersetzen neue Handlungssituationen in bekannte Handlungsweisen. Aber auch Rollenmuster aus anderen Tätigkeitsfeldern lassen sich in Evaluationsverfahren beobachten, etwa wenn Gutachterinnen als „Aufsichtsratsmitglied“ die Umsetzung von Empfehlungen kontrollieren, als „Organisationsberaterin“ nach Problemen und Lösungen im Institutsbetrieb suchen oder bei der Ergebnisformulierung vereint als „wissenschaftspolitische Akteurin“ auftreten, die über einschneidende Folgen der Bewertung selbst entscheiden will. Wissenschaftlerinnen respondieren also im Spannungsfeld von Wissenschaft und Wissenschaftspolitik in *vielfältiger* Weise auf die Anforderung, Aussagen zur Qualität von Wissenschaft und zur Leistung wissenschaftlicher Organisationen zu treffen. Ihr Antwortverhalten ist in der Summe weder eindeutig ihrer alltäglichen Verankerung in der Wissenschaft noch ihrem zeitweiligen Amt für die Politik zurechenbar und wechselt überdies im Bewertungsprozess.

Die zweite Fallstudie von Tim Flink und Dagmar Simon befasst sich mit der Organisation von Wissenschaft am Beispiel von Universitäten. Weil Organisationen der Ort sind, über den die Wissenschaftspolitik bevorzugt Neuordnungsprozesse anstößt, ist im Diskurs der Wissenschaftsforschung eine Bedeutungszunahme der Sozialform Organisation in der Wissenschaft zu verzeichnen. So hat etwa die Universität im Zuge einer „Organisationswerdung“ an Gestaltungsmacht gewonnen und vermittelt nicht mehr nur zwischen multiplen gesellschaftlichen Erwartungen und der akademischen Profession, sondern entwickelt sich zunehmend zu einem Akteur mit eigenen Interessen, eigenen Mitteln und einem eigenen Führungsstab. Schon allein dieser Prozess der Verselbstständigung von Organisationsmacht steht im Widerspruch zur Vermittlungsfunktion der klassischen Hochschulleitung. Insofern stellen die in Deutschland aus der Professorenschaft rekrutierten Universitätsleitungen, auf die diese Fallstudie fokussiert, ein prägnantes Beispiel zur Analyse dieser Widerspruchskonstellation dar: Diese Personengruppe steht qua Amt und Sozialisation zwischen den Anforderungen der Organisa-

tion und ihrer Profession, und die Rollenkonzepte und Leitungsverständnisse, mit denen sie auf dieses Spannungsfeld antwortet, geben Aufschluss darüber, wie die neuen Anforderungen an die Organisation von Wissenschaft in den Wissenschaftseinrichtungen aufgenommen werden.

An den Ergebnissen dieser Studie ist interessant, dass sich, anders als der Diskurs über den Wandel der Universität zu einer „Entrepreneurial-“, „Dienstleistungs-“ oder „normalen“ Organisation vermuten ließe, die Leitungsfigur des radikalen Innovators bislang nicht durchsetzen konnte. Stattdessen lassen sich unter den Hochschulleitungen mehrere Handlungstypen unterscheiden: Traditionalisten, Gestalter und Macher. Der „Traditionalist“ orientiert sich primär an den heterogenen wissenschaftlichen Persönlichkeiten der Universität und sieht seine Leitungsaufgabe vor allem darin, als *primus inter pares* einen Ausgleich zwischen den unterschiedlichen Interessen herzustellen und Kooperationsfähigkeit zu gewährleisten oder anzuregen. Dieser traditionelle Responsivitätstyp überträgt ein aus der Gremienarbeit bekanntes Handlungsmuster auf die ihm neu zugewachsene Leitungsaufgabe. Den „Gestalter“ treibt demgegenüber die Herausforderung an, Veränderungsprozesse zu initiieren. Er bezieht dabei die Fachbereiche oder Fakultäten mit ein und beteiligt sie an den Gestaltungsprozessen, um Lücken und Veränderungsmöglichkeiten zu identifizieren. Dem „Macher“ dienen als Vorbild für Universitäten schließlich moderne Wirtschaftsunternehmen. Den Aufbau von Leitungs- und Supportstrukturen sieht er als eine notwendige und eigenständige Aufgabe an, die von den Kernaktivitäten der akademischen Profession abgekoppelt ist.

Die dritte Fallstudie von Alexander Wentland und Andreas Knie setzt sich mit Handlungsbedingungen und Motivlagen von Wissenschaftler/innen auseinander, die ihre Forschungsergebnisse wirtschaftlich verwerten. Mit der Erkenntnis, dass moderne Wissensökonomien von Innovationen abhängen, hat der Diskurs über die Nützlichkeit von Forschung in den letzten beiden Jahrzehnten an Fahrt aufgenommen und unzählige Konzepte („third mission“ oder „entrepreneurial university“), Organisationsformen und finanzielle Anreizstrukturen hervorgebracht, die darauf abzielen, Wissenschaftlerinnen zur ökonomischen Verwertung ihrer Forschungsergebnisse anzuregen. Im dadurch geschaffenen Handlungsraum zwischen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Anforderungen entste-

hen für den Umgang mit teils widersprüchlichen Ansprüchen spezifische Deutungs- und Handlungsmuster. Die produktorientierte Forschungspraxis wird von manchen Wissenschaftler/innen beispielsweise als „Validierungsinstanz“ ihrer Forschung betrachtet. Sie tragen die Laborsituation gewissermaßen in die Anwendung hinein, um neue epistemische Horizonte zu eröffnen, aber auch, um die Forschung stärker in der Gesellschaft zu verankern. Darüber hinaus wird Verwertung als ein zusätzliches Tätigkeitsgebiet interpretiert, das nicht unbedingt dem Erkenntnisfortschritt, sondern der Verbesserung der Position als Forscherin dienen kann. Es zeigt sich, dass Wissenschaftler/innen Gelegenheitsstrukturen des Verwertens nutzen, sei es für das berufliche Vorankommen inner- oder außerhalb der Wissenschaft, sei es, um Zugang zu Forschungsressourcen aus außeruniversitären Quellen zu erlangen. Aktivitäten im Verwertungsraum werden dabei so übersetzt, dass sie innerhalb der akademischen Reputationsordnung anschlussfähig sind. Der unvermeidbare Fluss von Personal, Geldern, Know-how und symbolischem Kapital zwischen Wissenschaft und Wirtschaft führt dazu, dass die Grenzlinie zwischen beiden Bereichen immer wieder neu bestimmt und verteidigt werden muss. Dadurch wird das „Grenzmanagement“ zu einem wichtigen Teil des Verwertungshandelns. Verwertung dient zwar auch stark akademisch orientierten Forscher/innen durchaus als Mittel zur Akquise und Legitimationssteigerung, jedoch nur solange Autorität und Autonomie der Wissenschaft sichergestellt sind. Andernfalls greifen sie zu diskursiven und organisationalen Strategien, um wissenschaftsfremden Einflüssen und dem daraus eventuell resultierenden Kontrollverlust entgegenzuwirken.

Die letzte Fallstudie von Hildegard Matthies widmet sich dem Diskurs über wissenschaftliche Karrieren. Dabei stehen nicht gerade erst einsetzende und insofern unabsehbare Interventionen der Wissenschaftspolitik im Zentrum, deren Ziel es ist, prekäre wissenschaftliche Karrieren mit mehr Zukunftssicherheit auszustatten. Vielmehr werden die in den vorangegangenen Studien behandelten institutionellen Wandlungen auf ihren Widerhall in den Karriere- und Selbstkonzeptionen von Wissenschaftlerinnen hin befragt. Diese Konzeptionen emergieren in einem offenen Handlungsraum, den drei Anforderungsdimensionen konstituieren: Ansprüche an das persönliche Leben, Ansprüche der Profession und

Ansprüche an die Vergabe von Stellen in Organisationen. Vor allem in der letzten Dimension schlagen sich die gesteigerten Leistungserwartungen in Bewertungsprozessen, der verschärfte Wettbewerb zwischen einer immer größeren Zahl von Wissenschaftler/innen und das erweiterte Tätigkeitsspektrum von Wissenschaftler/innen nieder, die allesamt das Denken an alternative Berufswege befeuern. Unter den analysierten Wissenschaftler/innen konnten drei idealtypische Karrieremuster identifiziert werden. Bei dem klassischen Muster „Karriere durch Selbstentfaltung“ steht die Person und ihre seit jeher bestehende Leidenschaft in Bezug auf die Wissenschaft im Zentrum. Von der Anspruchsexplosion im institutionellen Umfeld lassen sich Vertreter/innen dieses Typus kaum beirren. Sie richten ihre Themenwahl an ihren eigenen Bedürfnissen aus und sich dabei gegebenenfalls in Nischen ein. Das Muster „Karriere durch Selbstentgrenzung“ steht im maximalen Kontrast hierzu. Nicht das Selbst, sondern die Bedingungen an eine angestrebte Karriere werden strategisch erfüllt. Themenwahl, Publikationen und Arbeitsorte orientieren sich an einer Aufmerksamkeitserzeugungslogik, zu der es gehört, mit Neuem zu überraschen. Der unbedingte Karrierewunsch zwingt (mithilfe von Selbsttechnologien) dazu, an sich zu arbeiten und die eigenen Grenzen beständig zu erweitern. Im dritten Karrieremuster „Selbstbehauptung“ treffen Elemente der beiden ersten Karrieremuster zusammen. In dieser Zwischenlage treten die gesteigerten institutionellen Ansprüche krisenhaft zutage, weil eine Anpassung die Orientierung am Selbst unterhöhlen würde und sich deshalb Widerstand und Abwehrreaktionen breitmachen. Alle drei Typen finden sich auch bei jüngeren Nachwuchswissenschaftler/innen wieder, woran sich zeigt, dass neue wissenschaftspolitische Anforderungen nicht ungebrochen durchschlagen. Allerdings stößt man in dieser Gruppe auch auf eine typenübergreifende Verunsicherung, ob das eigene Karrierehandeln noch angemessen ist und zum Erfolg führen kann.

Die Studien zum Bewerten, Organisieren, Verwerten und Sozialisieren in der Wissenschaft zeigen insgesamt, dass Wissenschaftler/innen durchaus neue Anforderungen annehmen, sich damit auf neue Rollen einlassen und diese in ihre Handlungsmodi integrieren oder sich an ihnen derart ausrichten, dass sie zum bestimmenden Handlungsmotiv werden. Ebenso zeigen sich aber auch auf Bewahrung ausgerichtete Handlungsmuster, in denen Neuerungen auf Ignoranz oder Ablehnung stoßen. Wie

in den Grenzbereichen zwischen Wissenschaft und Wissenschaftspolitik agiert wird, folgt keinem „Masterplan“: Wissenschaftler/innen nehmen ihre Rollen in höchst unterschiedlichen Weisen wahr, orientieren sich in unterschiedlichen Ausprägungen und mit unterschiedlichen Intentionen etwa an den Standards der Profession, an neuen Erfordernissen wissenschaftlicher Organisationen oder an eigenen Normen und Werten.

Im letzten Kapitel resümiert David Kaldewey das Potenzial des zuvor entwickelten und empirisch entfalteten Responsivitätskonzepts. Er zieht die Bilanz, dass mit dem vorliegenden Band ein erster Schritt auf dem Weg zu einem sozialwissenschaftlichen Begriff von Responsivität vollzogen wurde, an den in künftigen Arbeiten angeknüpft werden kann. Die institutionelle Perspektive des Bandes mit ihrem Fokus auf Rollenmuster in den Grenzbereichen zwischen Wissenschaft, Politik und Wirtschaft, könnte, so sein Vorschlag, um eine wissenssoziologische Analyse der Inhalte ergänzt werden, mit denen die Wissenschaft auf Bedürfnisse der Gesellschaft eingeht. Denn die Entwicklung von Medikamenten und technischen Problemlösungen, die Prognose und Bewältigung von Umweltkatastrophen oder ökonomischen Krisen sind schließlich Tätigkeiten, an denen die Wissenschaft schon immer beteiligt war. Alles in allem sollte der Responsivitätsbegriff nicht nur für die Analyse der Wissenschaft reserviert, sondern auf zahlreiche Bereiche ausgedehnt werden, in denen Responsivität eine je besondere Schlüsselrolle zukommt – von der Politik über die Pädagogik bis zur Medizin.